



Handbuch & Lernbegleiter
Starnschuppen
Zusammenfassungen
mit Audio

Handbuch & Lernbegleiter
Starnschuppen
Zusammenfassungen
mit Audio

Handbuch & Lernbegleiter
Starnschuppen
Zusammenfassungen
mit Audio

Gudrun Seidenauer

Ulrike Gschwandtner

Sozialwissenschaftlerin, Bergsteigerin,
Feministin – „Plötzlich merken die Leute,
das hat etwas mit ihnen zu tun“

Unmögliches

So etwas hätte ihr nicht gefallen: Der Gedanke lässt sich nicht verscheuchen, legt sich quer, kommentiert stur und sperrig jeden möglichen Anfang eines Texts über Ulli Gschwandtner. Sie hätte es nicht gemocht, beschrieben und durchleuchtet zu werden, selbst wenn der Stoff dafür von Menschen kommt, die sie liebten und bewunderten. Sie wäre skeptisch gewesen. Sie hätte gewusst, dass Abwesende immer als Projektionsfläche dienen, besonders solche, die einmal in der Öffentlichkeit gestanden sind: Man kann zu viel in sie hineindenken, hineinwünschen und hineininterpretieren, so formuliert es eine enge Freundin. Und man erzählt sich allzu gerne Heldengeschichten über sie. Die Intensität, mit der die 1965 geborene Ulrike Gschwandtner gelebt hat, würde gewiss dazu einladen: In vielen Bereichen lebte die aus Werfen im Salzburger Land stammende, frauen- und sozialpolitisch hochengagierte Wissenschaftlerin ein öffentliches Leben. Ohne sie wäre der Salzburger Widerstand gegen die schwarzblaue Regierung zu Beginn der 2000er Jahre wohl nie so breit und maßgeblich geworden. Auch im Vorstand der mittlerweile seit langem renommierten Arge Kultur im Salzburger Nonntal engagierte sich Ulli, um nur zwei von vielen möglichen Beispielen für ihre vielen Betätigungsfelder anzuführen.

Als leidenschaftliche Alpinistin, die häufig im Hochgebirge unterwegs war und als technisch sehr versiert galt, war ihr Leben spektakulär. Unter ihren unzähligen Touren ins Hochgebirge waren unter anderem der winters wie sommers eiskalte höchste Berg Nordamerikas in Alaska, der Denali, vormals Mount McKinley (6.190m) oder der Pik Lenin (7.134m) an der Grenze zwischen Kirgisistan und Tadschikistan.

Ulli Gschwandtners Leben endete früh, am 3. Juli 2007 im Karakorum-Gebirge in Pakistan, kurz vor ihrem 42. Geburtstag. Sie wurde tot in ihrem Zelt im Basislager aufgefunden. Vermutlich starb sie infolge der Höhenkrankheit. Der Gasherbrum II hätte ihr erster Achttausender werden sollen.

Herkunft

Ulli wird am 20. Juli 1965, nur elf Monate nach ihrem Bruder, geboren. Die Eltern sind zuhause und verwurzelt im öffentlichen Leben der Pongauer Gemeinde Werfen zwischen Hochkönig, Hagen- und Tennengebirge. Sie sind erst in ihren frühen Zwanzigern, als die Kinder zur Welt kommen. Der Vater, ebenfalls passionierter Bergsteiger, wird später Direktor der Raiffeisenkasse Werfen und ist bei der Österreichischen Volkspartei aktiv, die dort über viele Jahrzehnte die tonangebende politische Kraft ist. Die Mutter führt eine Frühstückspension. Ulli habe als Kind oft geholfen, Parteizeitungen zusammenzufalten, erzählt sie. In der Hauptschule trägt Ulli ab und zu noch ein Dirndlkleid, was in den späten Siebzigern noch eindeutig eine politische Konnotation hat. Doch der schon dem Kind zugesprochene Widerstandsgeist (so Ullis Mutter im Gespräch) erlaubt kein beschauliches Sich-Einrichten im Gegebenen. Denken und Fühlen treiben anderswohin:

1983, das Jahr, in dem Ulli maturiert und in Salzburg Geschichte und Sportwissenschaften zu studieren beginnt, ist das letzte Jahr von Bruno Kreiskys Kanzlerschaft, eine Periode, die Ullis gesamte Schulzeit von der Volksschule bis zur Matura 1983 umfasst. Österreich hat sich seit 1970 erheblich verändert. In den Universitätsstädten existieren auch außerhalb der Hauptstadt kleine, aber ziemlich aktive Gegenöffentlichkeiten, die sich selbst als links und alternativ verstehen. Frauengruppen gründen sich. Die alten Selbstverständlichkeiten stehen infrage. Die Mehrheit der Studierenden bleibt freilich konservativ, die der ÖVP nahestehende Aktionsgemeinschaft dominiert die Hochschülerschaft und manche Universitätsinstitute sind von Faltenröcken, Samtmasken im Haar und schicken Poloshirts bevölkert. Nicht aber die Geisteswissenschaften: Deren Institutsvertretungen sind meist links orientiert. Begriffe und Vorstellungen wie „Employability“ und „Selbstoptimierung“ sind unbekannt und wären wohl auf wenig Akzeptanz gestoßen. Studieren heißt für viele, die sich dezidiert oder auch nur gefühlt als links und/oder feministisch begriffen, wohl auch für

Ulli, erst einmal ein großes Auftauchen aus der konservativen Enge der Heimat. Es ist verknüpft mit der Hoffnung, über Wissenserwerb emanzipatorisches Bewusstsein zu entwickeln, aus dem selbstbestimmtes Handeln und Gestalten erwächst. Dieses ist ganz klar als ein kollektives gedacht. Die zentrale Denkfigur ist „wir“ anstelle von „ich“. Dazu gehörte aber auch die Vorstellung von einem „wir“ versus „die anderen“, die Rechten. Die Wahlen von Jörg Haider zum FPÖ-Parteibmann und von Kurt Waldheim zum Bundespräsidenten im Jahr 1986 befeuern den politischen Diskurs. In der Rückschau beschreiben viele die Achtziger noch als Zeit der Ideologien: Man war intoleranter innerhalb verschiedener politischer Szenen, positiv formuliert: weniger orientierungslos und weniger bereit, schwierige Lebensumstände nur auf mangelnde „Arbeit am Selbst“ zurückzuführen – eine heute verbreitete Haltung, die auf Gesellschaftskritik weitgehend verzichtet.

Im stockkonservativen Salzburg kämpft ab Anfang der achtziger Jahre die Initiative der Arge Rainberg um ein autonomes Kulturzentrum, das schließlich 1987 als Kulturgelände Nonntal, heute Arge Kultur, eröffnet wird. Die jährlichen Demonstrationen zur Festspieleröffnung, die als symbolische Inszenierung einer reaktionären Machtelite gesehen wird, sind nicht immer harmlos: Die Staatspolizei fotografiert, dann und wann wird auch kräftig zugeschlagen. Die Proteste gegen die Atomwiederaufbereitungsanlage Wackersdorf in der Oberpfalz werden Mitte der 80er Jahre auch von engagierten Salzburger StudentInnen unterstützt. Der Papstbesuch im Jahr 1988 mit einem Großauftritt der konservativen Aktion Leben, die gegen die Fristenlösung mobil macht, aktiviert breiten Widerstand. An der Uni dominieren noch die politischen Plakate. Die Flugblätter haben eine Diktion, die einem heute oft hölzern und von einem gewissen Kadergeist gefärbt vorkommt. Im Andräviertel gibt es ein stark frequentiertes Frauencafé. Es gibt das *Gegenlicht*, die *SZENE*, das *Filmkulturzentrum* und andere Kulturstätten, die gut miteinander vernetzt sind. Der aufreibende Kampf um minimale Finanzsicherheit verbindet. Ab 1987 gibt es erstmals eine linke Mehrheit in der Österreichischen Hochschülerschaft Salzburg, in deren Umfeld ich Ulli kennenlernte.

Ein langjähriger Weggefährte Ullis wird nach ihrem Tod die Vermutung äußern, dass sich gerade junge Linke aus deutlich konservativem Herkunftsmilieu

später besonders bemühen würden, sich aus ihrer familiären Prägung quasi „herauszuarbeiten“. Und in der Tat wird Ulli für lange Zeit alle Formen des Zusammenlebens, die nach traditionellem Rollenverständnis aussehen, mit Skepsis und größtmöglicher Distanz betrachten. Nicht nur Heiraten, auch Eigentum erwerben, eine Pensionsversicherung abschließen: nichts, wofür Ulli sich erwärmen konnte. Derlei Dinge werden gemieden oder lange hinausgezögert. Leben und denken, Haltung und handeln, das sollte so kongruent sein wie möglich. Ein schöner Anspruch, dennoch beruhigend zu sehen, dass es auch in Ullis Leben da und dort Brüche und Widersprüche gibt.

Ullis Kindheit und frühe Jugend spielt sich in der zweiten Hälfte der 60er und in den 70er Jahren ab: In den 70ern sorgt die Kreisky-Ära mit der Öffnung der Universitäten, der Einführung von Gratisschulbüchern und einer Fülle von anderen Maßnahmen für einen längst fälligen Modernisierungsschub. Das Gleichbehandlungsgesetz von 1975, die Fristenlösung, ein reformiertes Ehe- und Familienrecht sind Eckpunkte der institutionellen Emanzipation der Frauen. Der Geist von 1968 weht, wenn auch vielerorts in verdünnter Form durchs Land – vielleicht lau, vielen zu lau: Spürbar und wirksam ist er dennoch.

Ab 1979 besucht Ulli das katholische Mädchengymnasium der Ursulinen in Salzburg. Kirche, Jungschar, Gitarre spielen, Schultheater: Ulli durchläuft als Kind und Jugendliche etliche typische Sozialisationsinstanzen des ländlichen Raums. Sicher hat sie dabei vieles gelernt: organisieren, vermitteln, strukturieren, leben und handeln in Gruppen. Nur wer darin Erfahrung hat, kann das Gespür für die oft latenten unterschiedlichen Interessen von Menschen entwickeln, um tragfähige Bündnisse zu schaffen, wie Ulli dies in ihrem späteren Engagement ganz besonders gut konnte. Zudem ist es ein Modus vivendi, den Ulli bei aller Unterschiedlichkeit der Ziele in ihr Erwachsenenleben mitnimmt und mit neuen, dem ursprünglich Erlernten wohl in vielem entgegengesetzten Inhalten besetzt. Es ist bemerkenswert, wenn eine Mutter über ihre Tochter sagt, diese habe sie „gefordert und gefördert“. Etwas muss sich irgendwann umgekehrt haben: Ullis Mutter Annemarie Gschwandtner bleibt neugierig, lässt sich auf das ein, was die Tochter an Themen mit nach Hause bringt. Es sind Ideen und Ansichten, die ihr sicher oft ziemlich radikal erscheinen. Die Meinungen prallen bisweilen aufeinander, es gibt Konflikte. Doch sind es die Diskussionen und Gespräche der beiden Frauen bis weit nach Mitternacht, die zu Annemaries liebsten Erinnerun-

gen an Ulli zählen. Auch gemeinsame Reisen gibt es und bei Ullis öffentlichen Auftritten und Preisverleihungen ist die Mutter interessierte Teilnehmerin (u.a. die Verleihung des Preises „Sozialpolitik des 21. Jahrhunderts“ durch die Österreichische Akademie für Wissenschaften im Jahr 2001 an Birgit Buchinger und Ulrike Gschwandtner).

Ulli sei kein einfaches Kind gewesen, erzählt ihre Mutter. Ulli hätte in gewisser Weise „das Pech gehabt, als Mädchen geboren zu werden“: Besonders bei den Großmüttern hätten die Burschen von vorneherein einfach mehr gegolten. Und das habe Ulli nie hinnehmen wollen. So viele Locken, so viel Widerstandsgeist, so habe man in der Familie immer über sie gesagt. Da müsse früh ein Unbehagen gewesen sein, ein Empfinden von Ungerechtigkeit, vielleicht auch von Zurücksetzung. Und eine Sehnsucht, dass ein anderes Leben möglich sei, und zwar nicht nur für sich selbst.

Weltoptimierung statt Selbstoptimierung – „wir“ statt „ich“:

In der Audio-Aufnahme eines Interviews beim Social Forum in Hallein 2003, das als offener Raum zur Diskussion und Vernetzung der sozialen Ideen und Bewegungen in Österreich vor globalem Hintergrund abgehalten wurde und bei dem Ulli federführende Organisatorin und Sprecherin war, sagt sie zum komplexen Bewusstwerdungsprozess über politische Verhältnisse:

„Die Halleinerinnen und Halleiner waren natürlich am Anfang total skeptisch. Und es wollte niemand auf die Perner-Insel (*der Veranstaltungsort*). (...) Aber die Leute fangen an, auch das zu diskutieren, was wir da diskutieren. Das Thema Wasser zum Beispiel, das ja auch hier ein Thema ist, weil es eigene Quellen gibt. Und weil wir hier sind, fangen Leute zu diskutieren an, und ich denke, das ist wie ein Schneeballeffekt. Plötzlich merken die Leute, das hat etwas mit ihnen zu tun, mit ihrer Lebensrealität und mit dem, wo sie leben und wie sie leben, und das ist in ein großes System eingebettet und eben nicht nur gottgewollt.“

Über den konkreten Anlass hinaus bringt diese Aussage das zum Ausdruck, worin Ulli auch zu einem wesentlichen Teil ihre Hoffnung gesetzt hat: Dass Menschen beginnen, infrage zu stellen, „wie es nun einmal ist“. Sie sollten erkennen, dass Realitäten nicht einfach da sind, sondern geschaffen werden. Und dass Macht darin besteht, genau dies bewerkstelligen zu können: Realitäten und deren Wahrnehmung nach den eigenen Interessen zu formen.

Zeitgeister und andere Gespenster

In Ullis weitläufiger Verwandtschaft wird das exponierte Handeln der jungen Frau immer wieder mit Missfallen aufgenommen. Sich beispielsweise im Zuge einer Demonstration an der Staatsbrücke anzuketten ist nicht das Verhalten, das man sich von der jungen Akademikerin wünscht. Ulli studiert neben Geschichte nun auch Politikwissenschaften. Ein Studienaufenthalt in Israel schärft den Blick für den Nahostkonflikt.

Annemarie Gschwandtner bezeichnet ihren Mann als modernen Vater, der trotz politisch konservativer Grundeinstellung viel mit den Kindern gemacht habe. Später wird das Verhältnis zwischen Vater und Tochter schwierig: Im Blick auf die Welt und die Geschichte gibt es kaum mehr Übereinstimmungen. Gemeinsame Bergtouren gibt es aber immer wieder. 1994 kommt der Vater bei einem Bergunfall am Matterhorn ums Leben. Trotz aller Konflikte wird Ulli von ihr nahestehenden Menschen und auch von ihrer Mutter als Vatertochter beschrieben. Seine Anerkennung ist wichtig, wie sehr und ob auch noch als Erwachsene bleibt Spekulation.

Ulli habe sie und ihren Mann mit vielem konfrontiert, nicht geschont, sagt die Mutter und nennt das Bedenjahr 1988 als Beispiel. Ulli hat zuhause kein Hehl aus dem gemacht, was sie politisch und gesellschaftlich beschäftigt. Bei den meisten anderen Studentinnen und Studenten wird daheim eher geschwiegen. Die Studierenden der Siebziger und Achtziger Jahre sind völlig anders sozialisiert als ihre Eltern, der Bruch ist kaum kleiner als der bei den 68ern.

Spätestens seit der Ausstrahlung der Fernsehserie „Holocaust“ über das Schicksal einer deutschen Familie im 3. Reich im Jahr 1979 erfährt man auch im Geschichtsunterricht eines normalen Gymnasiums anderes als oft noch zehn, fünfzehn Jahre zuvor. Sicher, am Land mögen die Uhren anders gehen: In den Salzburger Dörfern regiert in den 70ern noch die ungebrochene Allianz von Kirche, Partei (gemeinhin schwarz), Bauernbund, Raiffeisenkassa und nahestehenden Vereinen. Der Pfarrer, der Doktor, die Feuerwehr, Trachtenvereine, die Musikkapelle, der Kameradschaftsbund. Was all diese Ämter und Institutionen gemeinsam haben, ist, dass Frauen in ihnen nichts zu sagen haben und zumeist gar nicht darin vorkommen. Was geschieht, macht man sich gemeinhin im Wirtshaus aus. Unter sich, das heißt: unter Männern. Das wird Ulli bemerkt haben, vermutlich schon, bevor sie sich selbst als politisch interessierten oder engagierten Menschen verstanden hat.

Sichtbare Spuren

Gegen die Idee, ein Portrait über sie zu schreiben, hätte Ulli gewiss auch eingewendet, dass es doch um die Sache gehe, nicht um sie. Ich möchte ein wenig auf diesen imaginären Einwand hören, und in diesem Rahmen im Folgenden einige der Themen und Projekte streifen, die ihr große politische und menschliche Anliegen waren.

Zuvor noch eine Überlegung: Wird von jemandem behauptet, dass es ihm bzw. ihr „nie um sich selbst, immer um die Sache“ zu tun gewesen sei, ist das im Allgemeinen positiv gemeint und soll das Fehlen von Selbstdarstellungsdrang und die Bescheidenheit eines Menschen lobend unterstreichen. Wird dies über eine Frau gesagt, ist Skepsis angebracht. Sich in die erste Reihe stellen, seinen/ihren Platz beanspruchen, ohne gängige Stereotype zu bedienen, war und ist für Frauen nicht selbstverständlich und wird auch (von Frauen und Männern) anders bewertet. Menschen wie Ulli hätte man sich auch als Politikerin in maßgeblicher Position nur wünschen können (was nicht heißen muss, dass man ihr diesen Weg gewünscht hätte).

Nun ist eine Straße im Süden der Stadt Salzburg nach ihr benannt. Freundinnen meinen, auch das wäre ihr suspekt gewesen. Das mag sein. Das meiste, was konventionell war oder so aussah, war ihr verdächtig. Doch ist die Geste innerhalb einer kulturellen Praxis, in der Namensgebung von Straßen und Plätzen auch Werthaltungen einer Zeit und einer Gesellschaft ausdrücken, ein schönes Zeichen. (Man sollte übrigens nicht vergessen, dass im Salzburger Stadtteil Parsch noch immer eine Josef-Thorak-Straße existiert, die seit 1963 nach einem der populärsten Bildhauer des Dritten Reichs benannt ist.) Gut ergeben hat sich auch, dass jedes der öffentlichen Gebäude in der Ulrike-Gschwandtner-Straße, der *Unipark Nonntal*, das *Sportzentrum Mitte* und das *Kulturgelände Nonntal*, auf etwas verweisen, das in Ullis Leben zentral war: Wissenschaft, Sport, Kultur, wenn auch nicht unbedingt im institutionellen Sinn. Seit 2014 gibt es dort einen weiteren der auf die Salzburger Opfer des Nationalsozialismus hinweisenden „Stolpersteine“, und zwar für den fünfzig Jahre vor Ulli Gschwandtner geborenen Heinrich Gittler, der als Aktivist des kommunistischen Widerstands 1943 in München-Stadelheim ermordet wurde.

Ihre Sache

Ulli Gschwandtner war eine Frau, die Verantwortung übernahm. Freundinnen und Freunde sagen übereinstimmend, dass sie eine hervorragende Moderatorin war, sowohl bei öffentlichen Diskussionen als auch in politisch heiklen Situationen. Bei aller Gründlichkeit des Denkens – „und immer noch eine Denkschleife darüber legen“, sagt eine Freundin und berufliche Gefährtin über Ullis vehemente Genauigkeit beim Verfassen von Texten – konnte sie unterschiedliche Menschen und Positionen gelten lassen, sie mit viel Geduld in Kontakt bringen und dort halten, bis ein Resultat in Sicht war oder zumindest jede/r zum Recht kam, gehört zu werden. Nicht zuletzt ist es ihrer freundlichen, zugewandten und offenen Art bei gleichzeitiger Bestimmtheit in inhaltlichen Positionen geschuldet, dass sie als junge Sozialwissenschaftlerin gemeinsam mit ihren ProjektpartnerInnen frauenpolitische Anliegen bei Institutionen positionieren konnte, die sich, vorsichtig gesprochen, nicht gerade durch ein feministisches Grundverständnis definierten. Ihre integrativen und vermittelnden Fähigkeiten waren enorm wichtig und gehören vielleicht zu den Merkmalen ihrer Persönlichkeit, die am öftesten erwähnt werden, wenn man nach Ulli fragt. Vielleicht ist dieser integrative Zug eine ihrer Fähigkeiten, die am meisten fehlen. Auch in der Zeit avancierter Kommunikationsmöglichkeiten mutieren wir dennoch oft zu EinzelkämpferInnen, weil uns Kraft und Geduld zur Verständigung fehlen.

Da es ohne die Heldengeschichten doch nicht ganz geht, an dieser Stelle die kleine Episode eines politischen Weggefährten und Freundes:

Bei einer Demonstration der Antiglobalisierungsbewegung im Jänner 2001 wurden mehrere hundert Teilnehmende über Stunden in der Wolf-Dietrich-Straße eingekesselt. Nur wer sich polizeilich registrieren ließ, durfte den Kessel verlassen, eine Vorgabe, die die meisten Teilnehmenden ablehnten. Die Stimmung drohte mehrmals zu kippen, die Präsenz der hochaufgerüsteten Wega-Beamten, die größtenteils aus Wien und Kärnten herbeigeschafft wurden, trug das ihre zur steigenden Spannung bei. In langwierigen Verhandlungen gelang es Ulli unter anderem gemeinsam mit dem Salzburger Bürgermeister Heinz Schaden die Öffnung des Kessels zu erreichen und eine weitere Eskalation zu verhindern. Ulli handelte hier bestimmt ohne irgendwie gearteten Auftrag von außen. Sie fühlte sich schlicht zuständig und tat, was sie für nötig hielt.

Was war nun Ullis Sache? In erster Linie soziale Gerechtigkeit. Und ja: eine bessere Welt. Ein wesentlicher Teil ihres Lebens war nachhaltigem sozial- und frauen-

politischem Engagement gewidmet. Nicht hinausragen über andere, sondern sich verbinden, Solidarisierung, Perspektiven für gesellschaftliche Veränderungen entwickeln. Das hieß genauso in erster Linie: eine feministische Perspektive. Aus ihrem Redebeitrag am Gründungskongress der Europäischen Linkspartei 2004 in Rom, die einen Zusammenschluss von Parteien und Bewegungen links der Sozialdemokratie versuchte, wird sie im Netz mit der pointierten Aussage zitiert: „Eine Politik ist feministisch oder sie ist nicht links.“ Also keine Debatten mehr über Haupt- und Nebenwiderspruch, bei allem Ringen um Präzision in der Analyse ist ihr klar, dass nur das Bündnis unterschiedlicher Zugänge innerhalb des fortschrittlichen Spektrums Neoliberalismus und Rechtspopulismus etwas entgegensetzen könnten. Das Verbeißen in ideologische Feinheiten war schon immer eine Schwäche der Linken, weniger harmlos ausgedrückt: ihr totalitärer Wahrheitsanspruch mit all seinen destruktiven Potentialen. Ulli war lernfähig. Genau hinsehen hieß immer differenzierter denken und urteilen.

Vorstellung schafft Wirklichkeit – und umgekehrt

Ullis berufliche, wissenschaftliche und politische Projekte umfassend darzustellen, hätte wenig Sinn: Es sind einfach zu viele. Ihre Forschungsschwerpunkte waren Arbeitswelt, Frauen- und Genderforschung sowie Gleichbehandlung und Europäische Union. Sie ist Mitinitiatorin der *ditact_women's IT summer studies* (und auch persönlich ein sehr technikaffiner Mensch, wie Freundinnen übereinstimmend berichten). Nach einer Reihe beruflicher Tätigkeiten als wissenschaftliche Mitarbeiterin u.a. am Ludwig-Boltzmann-Institut für historische Sozialwissenschaft und am Institut für Alltagskultur gründet sie 1996 gemeinsam mit Birgit Buchinger die Firma *Solution* für Sozialforschung und Entwicklung, ist zudem als Trainerin und Lehrende in- und außerhalb von Fachhochschulen und Universitäten tätig.

Die Wirklichkeit sichten, aber auch Visionen entwickeln, so lässt sich der zugrundeliegende Impetus von Ullis wissenschaftlicher Arbeit vielleicht beschreiben. Zwei Beispiele dazu.

Hier die Visionen:

Buchinger, Birgit / Ulrike Gschwandtner, Die Vision einer von Frauen und Männern gemeinsam gestalteten Arbeitswelt – der Beginn einer neuen Wirt-

schaftsethik, in: Assig, Dorothea (Hg.), Frauen in Führungspositionen, Die besten Erfolgskonzepte aus der Praxis, München 2001.

Im vorliegenden Artikel beschreiben die Autorinnen ihre Visionen für eine neue Wirtschaftsethik des 3. Jahrtausends, in der die Trennung zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich aufgehoben ist und unter ‚Arbeit‘ alle gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten verstanden werden. Es existiert eine neue Geschlechterordnung ohne Zwänge durch tradierte Geschlechterrollen. Frauen und Männer können nun gleichberechtigt ihre jeweiligen Bedürfnisse und Wünsche realisieren und jenseits von Abhängigkeitsbeziehungen ihr Leben gestalten.

... dort der Blick auf Realitäten, die voller Mängel und Ungerechtigkeiten sind: Gschwandtner, Ulli: „Call me now“ – Arbeiten in Callcenters, in: Flecker, Jörg/Hans Georg Zilian (Hg.), e-Work: Neue Jobchancen – real oder virtuell?, Wien 2002. Wer kennt sie nicht, die freundliche Stimme am Telefon? Immer mehr Unternehmen und Organisationen gehen dazu über, nicht nur den telefonischen Kontakt zu ihren KundInnen zu reorganisieren, sondern gleichzeitig auch Teile ihres Dienstleistungsangebotes in Callcenters zu verlagern bzw. diese auszubauen. Wie gestalten sich jedoch die Arbeitsbedingungen in dieser Branche? Wer arbeitet in Callcenters? Der vorliegende Beitrag geht unter anderem der Frage nach, wie sich die Beschäftigungsverhältnisse in Callcenters gestalten, welche Qualifikationsanforderungen an die Beschäftigten gestellt werden und wie die Beschäftigten selbst ihre Tätigkeit als CallerInnen sehen.¹

Viele der Forschungsprojekte, an denen Ulli beteiligt war, zielen darauf ab, Verhältnisse und Menschen in den Blick zu bekommen, die meist an den Peripherien der Wahrnehmung bleiben. Die alltägliche Trennung in der Wahrnehmung von gesellschaftlichen Strukturen und subjektivem Erleben soll ein Stückweit aufgehoben und somit verdeutlicht werden, wie das sozialpolitische oder bildungspolitische Umfeld das konkrete einzelne Leben und seine Handlungsspielräume beeinflussen. Es geht zum Beispiel um Brustkrebs und frauengerechte Gesundheitsvorsorge, um die Alphabetisierung von Erwachsenen in Österreich, die aus unterschiedlichen Gründen durch die Maschen des Bildungssystems gefallen sind, es geht um Leiharbeit, die durchaus Züge moderner Sklaverei trägt, und um vieles andere mehr.

Eine enge persönliche und beruflich vielfältige Beziehung verbindet Ulli Gschwandtner mit der 1937 geborenen Hamburger Soziologin und Philosophin Frigga Haug. Im Argument Verlag erscheint 2006 eine hochspannende Studie, die unter dem Titel „Sternschnuppen“ den Wünschen von Schülerinnen und Schülern für ihre Zukunft nachgeht. Die Autorinnen wollen wissen, „ob die Mädchen im 21. Jahrhundert sich immer noch in gleicher Weise in althergebrachte Frauenschicksale entwerfen, wie sie dies vor mehr als zwei Jahrzehnten taten, oder ob die in den Medien verkündete Gewissheit, dass Mädchen von heute denen von damals in nichts mehr gleichen [...]“², der Realität entspricht. 500 Aufsätze von 13- bis 18-jährigen deutschen und österreichischen Schülerinnen und Schülern sind die Basis der Fragen nach dem Verhältnis der Einzelnen zu Arbeit und Technik, Beruf und Familie, Freizeit und Politik. Die Bilanz fällt ernüchternd aus: Mehr oder minder dominiert Traditionelles. Wo Familie für Jungen als durchaus wichtiges „Beiwerk“ eines erfolgreichen Lebens gedacht wird, beherrscht sie mitsamt überwiegend klassischer Rollenverteilung die Vorstellungswelt der Mädchen in überwiegenderem Maß. Das Politische und das Private bleiben im Bewusstsein gespalten und die Vorstellungen, die Welt gestaltend verändern zu können, sind rudimentär. Ob Ulli enttäuscht über die Ergebnisse war? Oder hat sie vielmehr mit dem realistisch-nüchternen Blick der Forscherin mit anderen gemeinsam über Ursachen und mögliche Veränderungen nachgedacht? Vielleicht beides. Eine Weggefährtin und Freundin beschreibt sie in der Gründungsphase von *Solution* als „jung und grenzenlos hoffnungsfroh.“ Sie hat etwas Strahlendes und Mitreisendes, sogar Entwaffnendes an sich, das erzählen viele, die sie gut kannten. Das Zuhören, das für ihre Arbeit in der qualitativen Sozialforschung so wichtig ist, konnte sie auch privat: Ich habe aus Gesprächen mit ihr, deren Inhalt ich längst vergessen habe, noch ihren überaus konzentrierten, wahrnehmenden Blick in Erinnerung und ihre Fragen, die echte Aufmerksamkeit verrieten. Sie konnte auch vehement und ziemlich insistierend sein, was nicht immer angenehm war. Nicht unerwähnt bleiben soll auch die Tatsache, dass Studien, die den Erwartungen der Auftraggeber nicht entsprechen, immer Gefahr laufen, nicht publiziert zu werden. Öfters bedurfte es dann auch des Engagements der Forscherinnen, die Ergebnisse ihrer Arbeit doch an die maßgebliche Stelle zu bringen und mit Nachdruck politische Verantwortlichkeit einzufordern.

Ungesagtes

Ein öffentliches Leben führen zu wollen heißt noch lange nicht: ein veröffentlichtes Leben. Was macht einen Menschen zu dem, was er ist? Dass Eltern Portalfiguren des eigenen Lebens sind, wie es der Schriftsteller Peter Weiss ausdrückt, versteht sich. Über familiäre Prägungen hinausweisend zeigen sich Subjektives und Zeithistorisches immer unvorhersehbar am einzelnen Menschen und erhalten erst in der retrospektiven Betrachtung etwas Folgerichtiges. Ulli hatte sehr viel Energie, sagen ihre Freundinnen und Freunde übereinstimmend. Die pure Quantität ihrer Aktivitäten hat bei der Durchsicht beinahe etwas Erschreckendes. Ihre Tage waren lang: Arbeit, Arbeitstreffen, danach nicht selten noch im Laufschrift auf den Nockstein zum Trainieren. Manche ihrer Freunde finden, Ulli habe ihre sozialen Bezüge und Kreise recht deutlich voneinander getrennt. Sie war trotz ihrer menschenzugewandten Haltung vorsichtig, was Mitteilungen über ganz Persönliches, über Lieben, Freuden, Enttäuschungen und Sehnsüchte betraf.

Die Berge

In die Berge zu gehen, überhaupt intensiv Sport zu betreiben war in der Linken der achtziger Jahre eine eher ungewöhnliche Neigung. Mit diesen Jahren assoziiert man doch eher unvorstellbar verrauchte Beisln und Hinterzimmer an Uni-Instituten mit desolaten Sofas, auf denen Stunden um Stunden gesessen, geredet, geraucht und getrunken wurde. Alpinismus wurde zu Unrecht eher als rechtslastig eingestuft und mit Heimattümelei in Verbindung gebracht. Das hat sich inzwischen sicher geändert. Was die Berge für Ulli bedeutet haben mögen, beschreibt ihre Freundin, die Sozialwissenschaftlerin Frigga Haug in ihrem sehr liebevollen Nachruf so:

„So schöpfte sie die unglaubliche Energie, die ihr Leben voranwarf, unter anderem aus dem Besteigen hoher Berge. Sie wollte nur bei uns in den Mühen der Ebenen bleiben, solange als eine Art leitendes Fernziel eine wirklich große Bergbesteigung möglich war. Dies war ihre besondere Weise, die Dialektik von Nah- und Fernziel zu leben.“

Große Leidenschaften bleiben für die, die sie nicht teilen, immer ein wenig rätselhaft, besonders wenn ihnen etwas Rücksichtsloses anhaftet, wenn sie die

körperliche Sicherheit und Gesundheit aufs Spiel setzen, wie es im Alpinismus oft der Fall ist.

Auch hier nahm sich Ulli einen Freiraum, der Frauen lange Zeit nicht offenstand. Mit der Geschichte des Frauenbergsteigens setzte sie sich intensiv auseinander, unter anderem mit einem Dokumentarfilm über die österreichische Pionierin Helma Schimke (gemeinsam mit Annette Mäser, 2002). Bei der großen Salzburger Alpinismus-Ausstellung 2000/01 war Ulli Mitarbeiterin im wissenschaftlichen Team.

Ulli verfolgte ihren Traum von herausfordernden Bergtouren ausdauernd und ohne Rücksicht auf ihre Neigung zur Höhenkrankheit, die ihr schon mehrmals zu schaffen gemacht hatte. Vielleicht gab es hier Grenzen, die sie nicht akzeptieren konnte oder wollte.

Die Berge mögen für sie, die so stark in sozialen Bezügen dachte und handelte, eine Art Gegenwelt gewesen sein, in der sie sich auf besondere Weise und ganz selbstbezogen auf das eigene Erleben konzentrieren, den eigenen Körper wahrnehmen konnte.

Gemeinsam ist diesen scheinbar so verschiedenen Welten das Moment der Bewegung, der Bewegung einer Frau, die diese Bereiche als Subjekt ihrer Geschichte, als Handelnde und Entscheidende belebt und „ergeht“.

*Mit Dank an Annemarie Gschwandtner, Renate Böhm, Birgit Buchinger,
Doris Gödl und Thomas Neuhold.*

1 Information von www.solution.co.at

2 Frigga Haug & Ulrike Gschwandtner: Sternschnuppen. Zukunftserwartungen von Schuljugend. Argument-Verlag, Hamburg, 2006.